

Schrei, geliebtes Afrika!

Autor(en): **Achermann, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **135 (1994)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schrei, geliebtes Afrika!

Wie kommt Afrika in den Nidwaldner Kalender? Ganz einfach, jener Mann, der Doktor, Professor und Missionar in Afrika war, lebt unter uns und stammt aus unserem Kanton.

Eduard Achermann wollte schon als kleiner Bub in Buochs etwas für jene tun, denen es schlechter ging als ihm. So begann seine spannende Lebensgeschichte, die er uns hier erzählt.

Entscheidende Ereignisse in meinem Leben

Ich wurde 1928 im Hinterdorf in Buochs geboren. Daheim hatten wir eine Käsehandlung, waren acht Kinder, und jedes lernte von den Eltern und vom Ältern, was nötig war.

Leute, mit denen ich aufwuchs, erzählten mir, dass ich bereits als kleiner Bub Pfarrer werden wollte.

In Buochs besuchte ich die Primarschule, in Engelberg und anschliessend in Schwyz das Gymnasium. Dort lernte ich meinen späteren geistlichen Vater, Dr. Josef Truetsch, kennen, der uns Philosophie beibrachte. Durch seine Vermittlung kam ich nach Rom ans Germanikum und studierte an der Universität Gregoriana, wo ich meinen für mich wichtigen Pater Gustav Gundlach kennenlernte.

Schon früh bewegten mich soziale Probleme. Ich wollte die Menschen glücklicher machen und ihnen zu einer gesunden Lebensordnung verhelfen. Deshalb besuchte ich alle Vorlesungen des Jesuitenpaters Gundlach, der Berater des damaligen Papstes in sozialen Fragen war.

Als ich das Thema zur Doktorarbeit von Pater Gundlach erhalten hatte, fragte

mich Regens Scheuber aus dem Seminar Chur an, ob ich nicht Bibel studieren möchte, da sie dort einen Professor für den Bibelunterricht brauchten.

Lieber wäre ich sozial tätig gewesen, aber man teilte mir mit, diese Sparte betreuten die Dominikanerpatres.

Daraufhin sagte ich Regens Scheuber zu und ging nach Jerusalem, wo ich vernahm, dass noch ein zweiter und auch noch ein dritter zum Bibelstudium geschickt worden waren.

Bei der Entscheidung für die Professur schien Prof. Sievi unserem Bischof Caminada mehr am Herzen zu liegen, und Regens Scheuber brachte nicht die Kraft auf, sich für mich einzusetzen.

Weil ich mich nicht zum Bibelstudium gedrängt und das Bistum dafür auch nichts bezahlt hatte, fühlte ich mich ihm nicht verpflichtet. Bischof Caminada gab mich frei, damit ich mich für ein Seminar in Afrika melden konnte.

Die Benediktiner von Uznach boten mir eine Stelle in Peramiho in Tansania an. So fuhr ich 1961 dorthin.

Zuerst wollte ich für zwei Jahre in die Seelsorge gehen, um «Kisuaheli», die Sprache des Landes, zu erlernen und besonders um das Volk und dessen Lebensart richtig verstehen zu können. Man hatte mir gesagt, dass die Bischöfe von Tansania einen Bibelgelehrten suchten, der eine katholische Vollbibel vorbereiten könne. Dafür war ich Feuer und Flamme. So kam ich zuerst in eine Pfarrei der Diözese Peramiho, Ruanda, genannt.

Diese zwei Lehr- und Wanderjahre in Ruanda haben meine Einstellung zu den Afrikanern geprägt. Gott schenkte mir die Einsicht, dass ich von Afrika gar nichts

verstehe. Deshalb wollte ich alles von den Afrikanern selber erlernen.

Mein erster Pfarrer, Pater Felix Huber, hatte eine katholische Aktionsgruppe aufgebaut. Nach vier Monaten aber verliess er mich, und es blieb mir für meine Sprach- und Volkskenntnisse nur diese Aktionsgruppe.

Am 5. Januar 1962 wurde unsere Brücke weggeschwemmt, die uns mit der Aussenwelt verband. Erst Ende Juli war die Brücke wieder hergestellt. So war ich glücklicherweise sieben Monate ganz auf die Afrikaner angewiesen.

Der Zufall wollte es, dass ich, als die Brücke weggeschwemmt wurde, in Peramiho gewesen war. Als ich zum Fluss kam, der Ruanda mit der Aussenwelt verband, fand ich nur einen gefällten Baum über den Fluss. Ich bin nie ein guter Seiltänzer gewesen. Als ich einen Christen in der Pfarrei Ruanda fand, lockte mich dieser auf den Baum hinaus. Schritt für Schritt, unter Zittern und Zagen «tanzte» ich auf diesem Baum bis ans andere Ufer. Der «Führer» hielt mich an der Hand und ermutigte mich immer, indem er mir predigte, ich solle doch Gott vertrauen. Eine schönere Predigt über das Gottvertrauen habe ich in meinem Leben nie gehört.

Am Schluss meines Aufenthaltes in Ruanda stand ein anderes Erlebnis. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Die Flüsse waren angeschwollen. Ich sollte zu einem Sterbenden gehen, aber es existierten keine Brücken. Etwa zehn Leute versprachen, mich der Länge nach auf die Schultern zu nehmen und über die Flüsse zu tragen. Teilweise reichte ihnen das Wasser selber bis zu den Achseln. Im Flussbett gab es grössere Steine, so dass mal der eine, dann wieder der andere ausglitt. Ich stand Todesängste aus. Sie aber

brachten mich heil zum Kranken und zurück.

Diese beiden Erlebnisse haben mich tief geprägt und zeigten mir, dass ich mich voll Vertrauen in die Hände der Afrikaner hingeben muss.

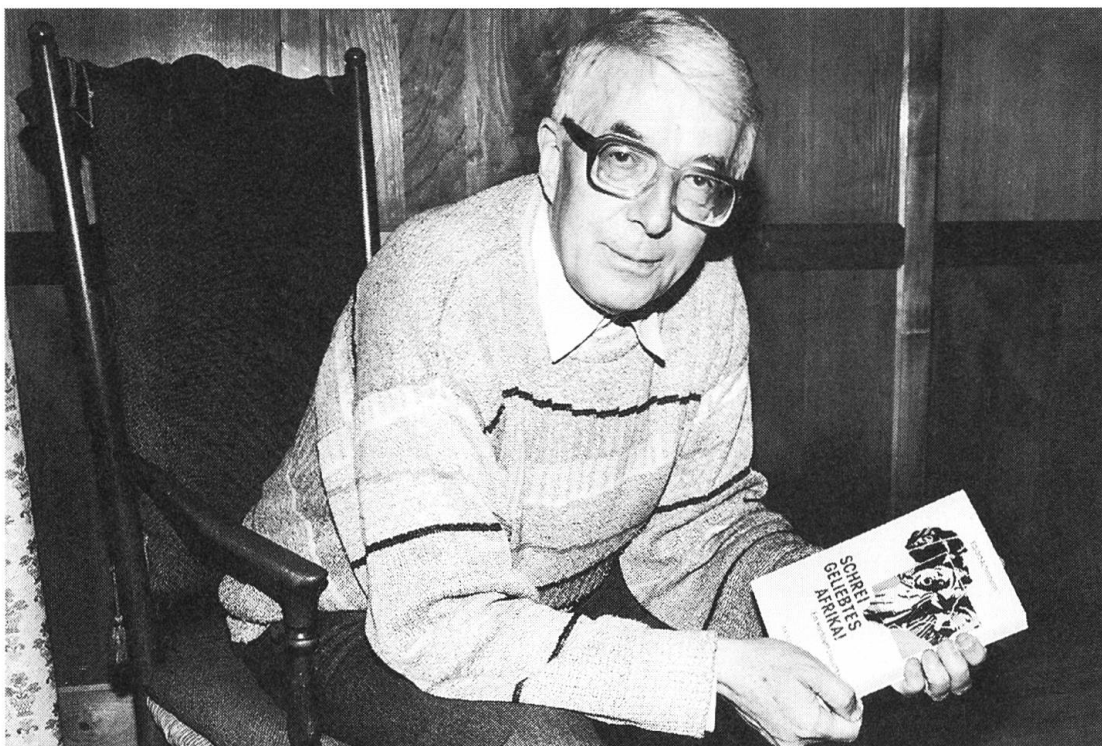
Je einfacher man lebt, um so näher kommt man den Leuten. Im Auto zum Beispiel fahre ich an den Menschen vorbei. Zu Fuss aber treffe ich dauernd Leute und spreche mit ihnen.

In der Schule sagten mir die Seminaristen, dass ich nur wisse, was hier läuft, wenn ich nahe mit den Seminaristen zusammenlebe. Dies versuchte ich, wenn auch mit Ängsten, denn man hatte mir gesagt, dass man den Afrikanern nie trauen könne. Sie führen einen immer hinters Licht.

Ehrfurcht bedingt auch Vertrauen und Offenheit. Vertrauen setzt aber eine gegenseitige Kenntnis voraus. Mir scheint, dass es wiederum unser Reichtum ist, der ein richtiges Verstehen verunmöglicht. Wir könnten die Afrikaner begreifen, wenn wir ihnen als Ebenbürtige gegenübertreten würden. Doch so haben sie Angst, materielle Vorteile einzubüssen, wenn sie uns wirklich sagen, was sie im Innersten denken.

Viele Missionare wurden von Afrikanern, wie es uns erscheint, hintergangen, weil sie geborgtes Geld nie mehr zurückzahlten. *Als im Zug der Afrikanisierung Senegalesen anstelle der Franzosen Bankdirektoren in Dakar wurden, sah sich manch einer mit «familiären» Kreditbegehren überhäuft, denen wiederum manch einer zu freigebig entsprach.*

Clan-Solidarität kommt vor wirtschaftlichen Überlegungen. Der Clan, nicht die Bank, gibt soziale Sicherheit und Anerkennung. Da aber die Familie die Kredite



eher als Geschenk auffasste, ging bereits eine bekannte Bank Konkurs.

Was Geldgeben betrifft, befolgte ich bald den Ratschlag von Bruder Veremund, der mit mir in der Pfarrei Ruanda lebte: «Leihe nie Geld aus! Entweder schenke es ihnen gleich oder gib ihnen nichts! Wenn du nichts gibst, sage den Leuten, dass wir gute Freunde bleiben wollen, denn Geld ausleihen macht uns nur zu Feinden.»

Tatsächlich kamen mir Leute, denen ich Geld vorgestreckt hatte, nie mehr unter die Augen. Sie mieden die Missionare, die ihnen Geld geliehen hatten. Und selbst wenn sie ehrlich wollten, konnten sie den Betrag nicht mehr zurückzahlen, da wir in ihnen den Hunger für so viele materielle Dinge geweckt haben, dass ihnen das Zurückgeben des Geldes an den «reichen» Missionar immer als das kleinste Übel erschien.

In der Seminar-Erziehung glaubte ich aber trotzdem, dass man Afrikanern

trauen konnte, und zwar deshalb, weil ich überzeugt bin, dass jeder diejenigen Leute «anzieht», die ihm ähnlich sind. Wenn ich selber ein Gauner bin, werden Gauner um mich sein, wenn ich selber versuche, ein Idealist zu sein, werde ich die Idealisten anziehen. So war es auch.

Der Grossteil der Seminaristen meinte es ehrlich, und sie haben sich glänzend betragen. Bereits im Seminar Peramiho hatte ich dies erkannt, aber auch als ich Rektor war im Seminar Kachebare in Malawi, und in den andern Seminarien, in Zomba (Malawi), in Hammanskraal (Südafrika) und in Jinja (Uganda) war es ähnlich.

Leider konnte ich meine Mitprofessoren von meinen Ansichten nicht überzeugen. Dies war auch der Grund, weshalb ich von einem Land ins andere zog. Ich lebte fünfzehneinhalb Jahre in Tansania, sechseinhalf Jahre in Malawi, viereinhalb Jahre in Südafrika und viereinhalb Jahre in Uganda.

Der Bischof von Tansania hatte mir den Auftrag gegeben, eine Vollbibel in der Landessprache von Tansania (Kishuaheli) herauszugeben. Diese Arbeit durfte ich mit den Seminaristen in Peramiho übernehmen. Als Grundlage diente die Bibelübersetzung der Bibelgesellschaft. Ich schrieb die Einleitung zu jedem Buch, die Erklärungen und Fussnoten. Der Text wurde aufgliedert und mit Titeln versehen. So lange ich in Tansania war, bearbeiteten wir das Neue Testament und die Psalmen. Als ich nach Malawi zog, geriet die weitere Übersetzung leider ins Stocken. Das Seminar in Peramiho in Tansania verliess ich, weil ich einen afrikanischen Nachfolger nachgezogen hatte. Ich hatte ihm versprochen, dass ich ihm meinen Platz räumen werde, wenn er so weit sei. In Malawi und Südafrika haben mich die Bischöfe und die Mitprofessoren auf die Strasse gestellt, weil sie meine Art der Erziehung, das heisst der Zusammenarbeit mit den Seminaristen, nicht teilen konnten. Ich selber war der Überzeugung, dass ich Afrika und der afrikanischen Kirche keinen guten Dienst erweise, wenn ich meine Überzeugung aufgabe, nur um dort bleiben zu können.

Zum Buch

Nachdem ich fünfundzwanzig Jahre mit meinen Ansichten auf taube Ohren gestossen war, entschloss ich mich, einen letzten Versuch zu wagen und ein Buch zu schreiben.

Mein Lehrer, Pater Gundlach, hatte mir erklärt, dass die Familie die Zelle allen menschlichen Lebens ist und sie vor allem durch das Beispiel «Geben und Nehmen» erzieht. Mit dieser Überzeugung kam ich nach Afrika und begann zu beobachten.

Zuerst sah ich, dass die handwerklichen und technischen Fähigkeiten sehr verschieden sind, je nach dem, in welcher Umgebung ein Kind aufwächst.

In der Nähe unseres Seminars lebte ein afrikanischer Mechaniker, der auf der Mission seine Ausbildung erhalten hatte, sich aber dann selbständig machte. Seine Kinder, die in der Werkstatt des Vaters aufwuchsen, besaßen ganz andere Fähigkeiten als andere afrikanische Kinder. Sie kannten sich in den «Eingeweiden» von Motorrädern und Autos recht gut aus. Andere afrikanische Kinder verstanden gar nichts davon.

Als ich einmal auf Heimaturlaub war, machte mich jemand auf ein Kind aus der Dritten Welt aufmerksam, das dort aufwuchs. Niemand sah einen Unterschied zu andern Kindern aus dem gleichen Dorf.

Vor hundert Jahren hatten in der Schweiz die Dörfer in ländlichen Regionen noch eine verhältnismässig grosse Eigenständigkeit, indem dort fast alles produziert wurde, was die Leute brauchten: die Landwirte bildeten das Zentrum, und um sie herum formierte sich Handwerk und Gewerbe. Was bei uns das Dorf war, ist in Afrika die Grossfamilie. Wir besaßen ein konkretes Dorf-Gewissen, die Afrikaner besitzen ein Grossfamilien-Gewissen.

Was wir mit den Steuern erreichen, erfolgt bei den Afrikanern ganz selbstverständlich in der Grossfamilie. *Die Reichen steuern für Anlässe mehr bei als die Armen, zum Fest geben jene eine Kuh, diese nur eine Ziege oder ein Huhn. Wenn ein Vermögender heiratet, kommen mehr Leute zum Fest, ebenso, wenn er stirbt, zum Kondolieren und zum Totenmahl; gleiches gilt für den Brautpreis und die Opferriten. Reiche Leute helfen mit, das Schulgeld ärmerer Kinder zu finanzieren. Auf solche*

Art werden die materiellen Lebensbedingungen ausgeglichen.

Ähnlich, aber in anderer Form existieren Gewohnheiten bei uns oder in Afrika.

Du sollst Vater und Mutter ehren. Die Art, wie wir das tun, hängt von den materiellen Gütern und Dienstleistungen ab, die in einer Gemeinschaft geschaffen werden. Kinder zeigen, dass sie die Eltern ehren, indem sie ihnen im Haushalt helfen. So ehren afrikanische Kinder auf dem Land ihre Mutter, indem sie Wasser holen und Brennholz sammeln. – Die wenigsten europäischen Mütter würden sich geehrt fühlen, wenn ihre Kinder aus dem nächsten Wald Holz in die Wohnung schleppen würden. Sie helfen ihnen beim Einkaufen, Schuheputzen oder Geschirrspülen.

Ich merkte immer mehr, wie die äussere Organisation einer relativ autarken Gemeinschaft der inneren Struktur des konkreten jeweiligen Menschen entsprechen muss, wenn sie funktionieren soll.

Um den Menschen aus der ersten Welt klarzumachen, wie schwierig es für einen Afrikaner ist, wirtschaftlich Gleiches zu vollbringen wie wir, kann man die Lernfähigkeit der Kinder bei der Muttersprache anführen.

Je älter wir werden, um so schwieriger lernen wir neue Sprachen. Dies lässt sich gut beobachten, wenn Entwicklungshelfer mit ihrer ganzen Familie nach Afrika übersiedeln. Die Kinder sprechen die einheimischen Stammessprachen sehr rasch, verlieren sie aber auch bald wieder, wenn sie im Schulalter nach Europa zurückkehren. – Genauso geht es mit dem Erwerb von technischen Fähigkeiten.

Der Umgang mit Asylanten

Das Problem, mit Asylanten umzugehen ist dasselbe, wie wir Weissen und Missio-

nare es bei den Völkern der Dritten Welt erlebten.

Die Probleme und deren Lösung braucht die gleiche Art umzudenken. Kinder kennen keine Probleme, falls sie miteinander aufwachsen und von uns Erwachsenen nicht gezielt beeinflusst werden.

In Südafrika habe ich öfters bemerkt, dass die Kinder ganz unbeschwert zusammenlebten. Als die Burschen aber in die Rekrutenschule eingezogen wurden und zwei Jahre Militärdienst machen mussten, wurden sie systematisch indoktriniert. Nachher konnte man die Leute fast nicht mehr erkennen, wenn man ihren Anschauungen zuhörte.

Solche Beeinflussung kann bereits in sehr frühen Stadien beginnen.

Wir Erwachsene können einander nur verstehen, wenn wir in unendlicher Geduld und mit unbeschränktem Vertrauen einander immer wieder fragen: «Wie hast du das gemeint? Warum hast du das so und nicht anders getan?»

Leider kann man Geduld und Vertrauen hüben und drüben nicht diktieren. Die Befürchtungen, Ängste und die Schwierigkeit, zu begreifen, sind unter der Haut jeder Farbe fast gleich gross. Der Weg gegenseitiger Verständigung bleibt steinig. Die Apartheid untergräbt ebenfalls die Basis für wirkliches Zusammengehen. Der eigentliche Grund, weshalb wir Europäer die Afrikaner zu verachten beginnen, sind unsere überlegenen Fertigkeiten. Trotzdem sollten wir doch wissen, dass afrikanische Kinder, die hier aufgewachsen sind, unseren Kindern in nichts, aber auch gar nichts nachstehen.

Persönlich versuchte ich, diesen Weg der Geduld und des Verstehenwollens in Afrika zu gehen.

Eduard Achermann